

Thomas Rübke:

Das Engagement älterer Menschen – für eine aktive Altersrolle Vortrag zum Tag der Potenziale in Puchheim am 27. Januar 2007

"An nichts erkennt man die Kultur einer Gesellschaft mehr als an ihrem Verhalten zum älteren Menschen." Dieses japanische Sprichwort stellt die zwei Eckpfeiler meiner Überlegungen in einen wesentlichen Zusammenhang. Es behauptet, dass unser Verhältnis zu den älteren – aber auch unser eigenes Selbstbild als älter werdende – Menschen eine Art Seismograph der Gesamtbefindlichkeit unserer Kultur ist. Ob es gesellschaftliche Beben geben wird oder unsere Geschichte einen ruhigen und friedlichen Verlauf nimmt, lässt sich an den feinen Ausschlägen unseres Generationenverhältnisses abmessen. Uns ist diese Einsicht in den letzten Jahren wieder stärker ins Bewusstsein getreten, und so wie es uns ähnlich sieht, hat sie gleich bedrohliche Züge angenommen. Sie kennen die Rede vom "Krieg der Generationen", der "wachsenden Altenlast", der Unsicherheit der Renten usw.

Je drastischer die Krisenszenarien ausfallen, desto schroffer sind auch die Gegenreaktionen. Vielleicht haben Sie vor kurzem den Fernseh-Spielfilm „Aufstand der Alten“ im ZDF verfolgt. Ein Schreckensbild einer Zweiklassengesellschaft wurde da auf den Fernsehschirm gemalt: die wenigen reichen Alten, die sich in wohliger Sonne bräunen und ihrem Bedürfnis nach Wellness frönen – und dann der überflüssige Rest, der so schnell wie möglich von Erdoberfläche verschwinden sollte. Der Skandal wird durch eine terroristische Verzweiflungstat aufgedeckt. Der FAZ-Herausgeber Frank Schirrmacher hatte wohl ähnliche Alpträume, als er in seinem Bestseller zum „Methusalem-Komplott“¹ aufrief.

Nun sollte man sich von diesen Phantasien nicht allzu sehr beunruhigen lassen, zumindest nicht dergestalt, dass einem bei der Suche nach möglichen Auswegen aus dem Dilemma schon von vornherein das Sehen und Hören vergeht. Es gibt gesellschaftstheoretische und feuilletonistische Konjunkturen. Manchmal sind es die Klassen, dann die Lebensstile oder auch die Geschlechterbeziehungen, die eine Gesellschaft determinieren. Jetzt eben treten die Generationenverhältnisse verstärkt ins öffentliche Bewusstsein. Da kommen die "Grauen" mit der Wucht eines Mongolensturms. In all dem steckt Wahrheit, aber es wird gerade durch die mediale Überbetonung ein Zustand der Hysterie herbeigeredet, so dass alle, die guten Willens sind, vor der Unlösbarkeit der Aufgabe zurückschrecken.

Natürlich muss man die Wirklichkeit zur Kenntnis nehmen: Wir wissen von den demografischen Verschiebungen, die unsere Gesellschaft rapide altern lassen. Nach Prognosen wird der Anteil der über 60-Jährigen an der deutschen Gesamtbevölkerung in den kommenden 40 Jahren von 20% auf knapp 35% hochschnellen.² Das ganze Ausmaß der demografischen Revolution wird aber erst deutlich, wenn wir sie auf längere Vergleichszeiträume beziehen. Wir haben heute eine in der Menschheitsgeschichte einmalig hohe Lebenserwartung: Sie hat sich in den letzten

¹ Frank Schirrmacher: Das Methusalem-Komplott, München 2004

²vgl. die übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Daten bei: Martin Textor: Zusammenbruch des Sozialstaates? Generationenkrieg. Die Bevölkerungsentwicklung und ihre Konsequenzen. In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Heft 2/1994, S. 58-62

300 Jahren nahezu verdreifacht.³ Dass damit nicht nur eine quantitative, sondern zugleich eine qualitative Veränderung des Generationengefüges verbunden ist, liegt auf der Hand: Noch nie haben so viele Generationen (5-6) parallel nebeneinander gelebt.

Weiterhin wissen wir, dass diejenigen primären Sozialisations-Instanzen, die alte Menschen nachbarschaftlich und familiär in ein gegenseitiges Geben und Nehmen eingebunden haben, selbst in der Krise stecken. Zwar hat uns die Geschichtswissenschaft darüber belehrt, dass es mit der Solidarität der altehrwürdigen Großfamilie auch nicht zum Besten bestellt war, und die Alten und Jungen viele Kämpfe um Erbschaft und Austrag ausfochten, die von gegenseitigem Neid und ständigen Versuchen der Übervorteilung durchdrungen waren.⁴ Aber offenbar werden immer weniger solche Lebensformen bevorzugt, die unterschiedliche Generationen unter einem Dach vereinen. Wie konfliktgeladen das Zusammenleben früher auch gewesen sein mag, heute geht man sich lieber von vornherein aus dem Weg. Wenn das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert vom Übergang zur Kleinfamilie gekennzeichnet war, so ist seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert der Einpersonenhaushalt auf dem Vormarsch. In einem Zeitungskommentar stand einmal fast trotzig, dass immerhin noch über 70% aller Kinder in normalen Familien groß werden. Damit soll gesagt sein: Auch die sogenannte normale Familie gibt es noch, sie ist sogar - entgegen allen Kassandrarufern - in der Mehrheit. Aber die Panik, dass es in dreißig Jahren, wenn die Individualisierungstrends so anhalten, mit diesen Zahlen ganz anders aussehen könnte, ist auch denen anzumerken, die im Namen der Vernunft beschwichtigen wollen. Und darauf deutet alles hin. Die "Stinos" – die sogenannten Stinknormalen – sagt ein frecher Szenespruch, sind am Aussterben. Diejenigen, die Ihnen nachfolgen, werden nicht nur gut aussehende und durch die städtische Betriebsamkeit geschmeidig gemachte Yuppies sein. Schon heute ist der Anteil der älteren alleinlebenden, meist verwitweten Frauen an den Singles um ein Vielfaches höher als der jener hochjubilierten Modeerscheinung.

Wir wissen schließlich, dass sich über den Kreis der primären Sozialisations-Instanzen hinaus auch die öffentliche Kultur des Helfens zu ändern beginnt. Gerade die großen sozialen Institutionen, die sich in unserer Gesellschaft um die älter werdenden und alten Menschen kümmern, vor allem die Kirchen und Wohlfahrtsverbände, haben mit massiven Problemen zu tun: Die hauptamtlichen Dienstleistungen sind oft nicht mehr zu bezahlen. Zudem verlieren die Kirchen und Verbände seit Jahren Mitglieder und damit auch ehrenamtliche Unterstützung. Eine interessante Ausnahme ist der *vdK*. Sein Erfolg rührt meines Erachtens von Angeboten wie Rechtsbeistand oder Rentenberatung, die eine Mitgliedschaft attraktiv machen. Da entsteht vielleicht so etwas wie eine Alten-Gewerkschaft.

Sozialwissenschaftler beschreiben diese Entwicklungen mit Begriffen wie Individualisierung, Abnahme von gemeinschaftlichen Bindungen sowie Funktionsverlust des öffentlichen Lebens. Aber da, wo Gefahr ist, meinte schon der Dichter Friedrich Hölderlin, wächst das Rettende auch. Und in der Tat: Das ehrenamtliche Engagement, gerade der Älteren, nimmt in den letzten Jahren deutlich zu. Der sogenannte Freiwilligensurvey von 2004 konstatiert einen Zuwachs der Engagementquote der jüngeren Senioren zwischen 60 und 69 Jahren von 31% auf

³vgl. dazu: Heinrich Tuggener: Die Zunahme der Lebensspanne seit 300 Jahren. In: Arthur E. Imhof: *Leben wir zu lange?* Köln 1992, S. 225 ff.

⁴vgl. dazu: Edward Shorter: *Die Geburt der modernen Familie*, Reinbek bei Hamburg 1983

37% innerhalb von fünf Jahren – im Vergleich zur Erhebung von 1999 – wenngleich davon, wie angedeutet, die Kirchen und Wohlfahrtsverbände nicht profitieren, sondern eher kleinere Einrichtungen und Initiativen. In keiner anderen Altersgruppe gibt es eine derartige Steigerung. Und fast ein Drittel der bislang nicht aktiven „jungen Alten“ (zwischen 46 und 65), wäre bereit ein Engagement zu übernehmen, wenn sich ihnen eine passende Gelegenheit böte.⁵

Drückt sich dahinter nicht ein massives Bedürfnis aus, diese Rollenlosigkeit des Alters in der Gesellschaft mit neuem Sinn zu füllen? Rollenlosigkeit: Damit meine ich, dass es kein auf die heute existierenden Bedürfnisse der Älteren und Alten passendes Identitätsmuster gibt, das gesellschaftlich anerkannt ist. Denn immer noch reden wir vom „wohlverdienten Ruhestand“, als ob man nach der Berufszeit nur noch Däumchen drehen wollte. Und diejenigen, die sich damit nicht abspeisen lassen, müssen sich eben jünger machen als sie sind. Das „Methusalem-Komplott“, das Frank Schirrmacher anzetteln will, setzt auf ein neues, selbstbewusstes Altersbild, das sich weder einem Jugendlichkeitswahn noch dem Diktat des erzwungenen Müßiggangs unterwerfen will. 71% der über 45-Jährigen bejahen – nach den Erhebungen des Freiwilligensurveys – voll und ganz die Aussage, sie wollten mit ihrem Engagement die Gesellschaft zumindest im Kleinen mitgestalten. Das liegt 5% über dem Durchschnitt und 13% über der Vergleichsgruppe der 14-30-Jährigen. Genauso wichtig ist ihnen aber auch, dass die ehrenamtliche Tätigkeit Spaß macht und man dabei sympathische Menschen trifft: Aktiv bleiben und Mitgestalten, gesellschaftlichen Kontakt fördern und autonom bleiben: Das sind die Konturen des neuen Rollenverständnisses oder Altersbildes, die sich in der immer größer werdenden Gruppe bürgerschaftlich engagierter Seniorinnen und Senioren abzeichnen.

Lange vor Frank Schirrmacher und viel differenzierter haben sich Altersforscher und Soziologen des Themas angenommen. Auch sie konstatieren ein zunehmendes Auseinanderfallen der gesellschaftlich tradierten Ruhestandsrolle und dem, was älter werdende Menschen tatsächlich wünschen. Vor allem geht es um einen fundamentalen Perspektiv-Wechsel: Sie kennen das Phänomen des halbleeren oder halbvollen Glases. Man kann sich darüber freuen, welch ein Gewinn es für uns alle ist, wenn die Lebenserwartung steigt. Oder aber man klagt darüber, dass unsere Gesellschaft überaltert. Ich will diese negative Sichtweise auch nicht beschönigen: Aber die Ursache, dass es – relativ gesehen – immer mehr Ältere und Alte gibt, ist doch eher rückläufigen Geburten und weniger der steigenden Lebenserwartung geschuldet.⁶

Die Richtung dieses Perspektiv-Wechsels heißt, kurz gefasst: „Vom Problem zur Chance, von der Defizit- zur Ressourcen- und Kompetenzorientierung, von Passivität und Beschwichtigung zu Aktivität und Aktivierung.“

Die Potenziale des Alters müssen stärker als bisher profiliert und genutzt werden. Die subjektive Bereitschaft dazu ist offenbar vorhanden, aber die Gelegenheiten und Tätigkeitsfelder, diese Potenziale gesellschaftlich nutzbringend einzusetzen, fehlen häufig. Es ist ein gesellschaftlicher Skandal, dass so viele Kenntnisse älterer Menschen plötzlich brach liegen, weil sie keinen Job mehr haben, oder, wie der

⁵ Freiwilligensurvey 2004 S. 85

⁶ Franz Xaver Kaufmann: Die schrumpfende Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005, 2. Auflage

Gerontologe Hans-Peter Tews treffend sagt, zwangsweise „entberuflicht“ wurden. Plötzlich merken wir, wie wenig Gelegenheiten existieren, um die Vielfalt an Kompetenzen nach dem Berufsleben lebendig zu halten und anzuwenden. Viele Angebote der Altenhilfe bieten Fürsorge. Das ist natürlich wichtig, vor allem im hohen Alter, wenn Gebrechlichkeit und gesundheitliche Einschränkungen zunehmen.

Aber was ist mit den „jungen Alten“? Tatsächlich liegt das durchschnittliche Renteneintrittsalter bei ca. 61 Jahren, das durchschnittliche Berufsaustrittsalter sogar bei 58. Rund 25% aller Arbeitslosen in Deutschland sind heute über fünfzig Jahre alt. Bezogen auf die steigende Lebenserwartung und auf die wachsende körperliche Fitness kann man von fast zwanzig Jahren ausgehen, die aktiv und gesund gelebt werden können. Zu viel Zeit, um nur Däumchen zu drehen. Welche Vorstellungen also, welche Ideen verbinden wir mit dieser Lebenszeit?

Eine der unermüdlichsten Protagonistinnen einer neuen Alterskultur ist Dr. Gertrud Zimmermann vom Bundesfamilienministerium. Ihr Referat „Gesellschaftliche Beteiligung und Aktivität im Alter“ hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine Reihe von Modellprojekten gefördert, die die Gestaltung neuer Altersrollen unterstützen wollen. Anfang der 1990er Jahre entstanden sogenannte „Seniorenbüros“, Anlaufstellen für Menschen in der nachberuflichen Phase, die gerade nicht den typischen Kaffee- oder Tanznachmittag aufsuchen wollten. Seniorenbüros sollten Ein- und Ausflugschneisen eines aktiven Alters im Gemeinwesen sein: Exkursionen gemeinsam planen, in einer Seniorentheatergruppe auftreten, im Kindergarten vorlesen..., dafür konnte ein Seniorenbüro die Plattform bilden.

Dieses Modellprogramm stand historisch in Zusammenhang mit vielen beispielgebenden Aktivitäten, die ich, gemeinsam mit Hermann Glaser, für das Buch „Dem Alter einen Sinn geben“ aufsuchte und zusammenstellte. Anfang der 1990er Jahre, als das Buch⁷ erschien, gab es einen ersten Gründungsboom von neuartigen Senioreninitiativen. Ein kleiner Streifzug durch die damals gesammelten Projekte: Da gab es ein *werkhaus antirost* in Berlin oder eine *Kompanie des guten Willens* in Hagen, in denen ehemalige Handwerker oder handwerklich begeisterte Laien für soziale Einrichtungen kleine Einbauten fertigten oder Reparaturen erledigten. Die ersten neuen „Alten-WGs“ zogen in große Gründerzeitwohnungen. Einige Universitäten und Volkshochschulen etablierten Seniorenstudiengänge. In *Erzählcafés* vermittelten Senioren Alltagsgeschichte an Jugendliche, die Kriegszeit und Wiederaufbau nicht aus eigener Anschauung erlebt hatten. Seniorentheatergruppen mit witzigen Namen wie die *Spätzünder* oder die *Grauen Zellen* schossen überall in Deutschland aus dem Boden. Sie bildeten sogar einen Dachverband Altenkultur. *Aktivsenioren*, eine Initiative, die es heute noch gibt, berieten Existenzgründer und kleine Unternehmen. *Wissensbörsen* brachten Menschen verschiedener Lebensalter zusammen, die ein Anliegen oder Hobby teilen. Sie waren Vorläufer von vielen generationenübergreifenden Engagementformen, die gerade heute hoch im Kurs stehen. Man denke an die vom Bundesfamilienministerium geförderten Mehrgenerationenhäuser, die offenbar einen Zeitnerv getroffen haben.

Das alles waren Ansätze für eine neue Alterskultur, aber sie waren nicht mehr als kleine Oasen in der Wüste. Typisch für diese Aufbruchphase war zudem, dass sich

⁷ Hermann Glaser, Thomas Rübke: Dem Alter einen Sinn geben. Wie Senioren kulturell aktiv sein können, Heidelberg 1992

die Projekte eher abseits vom Mainstream der Altenhilfe oder überhaupt der sozialen Arbeit ansiedelten. Kultur und außerschulische Bildung sind sicher nicht so reglementiert. Hier boten sich Nischen, in denen neue Pflanzen erblühen konnten.

Seit dieser Zeit steigt das Angebot, wenngleich es nicht mit der wachsenden Zahl engagementbereiter älterer Menschen Schritt halten konnte. Dafür spricht ja das hohe unausgeschöpfte Potenzial, das der Freiwilligensurvey konstatiert. Andere Probleme, die sich in dieser Initiativenkultur stellten, traten aber auch zutage: Gerade weil viele Projekte von einzelnen Drehpunktpersonen abhängig waren, konnten schon kurzzeitige gesundheitliche Einschränkungen zum Ende der Aktivitäten führen. Gering ausgeprägte Infrastrukturen, keine oder nur selbst beigebrachte Mittel beschränkten massiv den Wirkungsbereich. Auslaufende Modellfinanzierungen ließen gute Ansätze wieder verkümmern. Unerfahrenheit im Moderieren und Leiten von Gruppen führte zu Konflikten oder gar zur Trennung. So wurde oft mit dem Hintern eingerissen, was die Hände mühsam aufgerichtet hatten.

Das nächste große Modellprojekt des Bundesfamilienministeriums, etwa zehn Jahre nach den Seniorenbüros, hieß *EFI – Erfahrungswissen für Initiativen*.⁸ Hinter *EFI* steckt die Idee, Menschen nach Abschluss des Berufslebens oder wenn die Kinder das Haus verlassen haben zu sogenannten *SeniorTrainer/innen* auszubilden. *SeniorTrainer/innen* verstehen sich als verantwortliche Ehrenamtliche, die neue Aufgabenbereiche für das bürgerschaftliche Engagement erschließen.

„Das Programm wendet sich an alle, die Lust haben, mehr Verantwortung zu übernehmen, selbstständig Initiativen aufzubauen oder eine führende Rolle in Gruppen zu spielen. *SeniorTrainer/innen* sollen ihr reiches Erfahrungswissen aus dem beruflichen und familiären Leben im bürgerschaftlichen Engagement fruchtbar anwenden.“

SeniorTrainer/innen können in den unterschiedlichsten Feldern und Organisationen aktiv werden: In der Jugendarbeit, im Umweltschutz, in Kunst und Kultur – in Museen, Schulen, Altenheimen oder Kindergärten. Voraussetzung sind gute Ideen und das Vertrauen in sich selbst, sie auch in die Tat umsetzen zu können.

Gesagt ist aber noch nicht getan: Zur Verwirklichung braucht man nicht nur die zündende Idee, sondern auch das Rüstzeug, um sie zu verwirklichen. All das zeigt, was von den künftigen *SeniorTrainer/innen* gefordert wird, nämlich echtes Management. Dies sollen entsprechende Qualifizierungskurse vermitteln.“

SeniorTrainer/innen sollen nach dieser Fortbildung in Kompetenzteams zusammenarbeiten. Diese Teams sollen eine Anlaufstelle vor Ort haben, die hauptamtliches Personal aufweist, zum Beispiel eine Freiwilligenagentur, eine Familienzentrum oder eine Altenbegegnungsstätte.“

Ich habe gerade eine Webseite zitiert, die für das *EFI-Programm* wirbt. Wenn man die Eckpunkte des Programms ansieht und nur ein bisschen zwischen den Zeilen liest, lässt sich feststellen, welche Schlussfolgerungen das *EFI-Programm* aus den früher auftretenden Schwierigkeiten zieht, mit denen Senioreninitiativen zu kämpfen hatten. Sie legen Wert auf ...

⁸ Näheres unter www.efi-programm.de

- Kontinuität: Eine Anbindung an eine hauptamtlich organisierte Einrichtung soll Halt geben. Umgekehrt können die Kompetenzteams von *SeniorTrainer/innen* diese Einrichtung, die in der Regel mit wenig hauptamtlichem Personal ausgestattet sind, unterstützen und stabilisieren.
- Qualifizierung: Gerade beim eigenständigen Aufbau von Projekten und Gruppen sind Methoden hilfreich, die in der *SeniorTrainer/innen-Ausbildung* erlernt oder aufgefrischt werden können: Dazu gehören Grundlagen der Gesprächsführung, des Konfliktmanagements, der Teamentwicklung und Moderation, aber auch Kenntnisse in Öffentlichkeitsarbeit und Fundraising.
- Neue Einsatzfelder: *SeniorTrainer/innen* sollen so etwas wie emsige Hummeln im Bürgerschaftlichen Engagement sein. Sie setzen sich nicht an einem Ort fest, sondern sozusagen von Blüte zu Blüte schwirren, um sie zu befruchten. Sie sind so etwas wie Gemeinwohlunternehmer, die immer wieder attraktive Produkte erfinden. Damit sollen neue Engagementfelder entstehen.
- Verantwortungsrolle. Obwohl *SeniorTrainer/innen* vielleicht nur den Anstoß für eine Initiative geben, um sich dann anderen Aufgaben zu widmen, nehmen sie eine besondere Verantwortung wahr. Sie initiieren und leiten Gruppen, sie bauen Projekte auf.
- Kompetenz: *SeniorTrainer/innen* bringen viel mit. Sie sollen ihre Kompetenzen durch die Fortbildung nur ergänzen. Im Mittelpunkt steht, die eigene Erfahrung zu nutzen. Und das ist leichter gesagt als getan. Oft sind Menschen unsicher: „Was gilt meine Erfahrung denn, ich gehöre doch zum alten Eisen“. Viele müssen erst wieder schätzen lernen, was sie schon alles wissen.

Ich möchte auf diesen letzten Aspekt tiefer eingehen, weil er für mich den Kern einer neuen kompetenten und engagierten Altersrolle beinhaltet. Die Akteure des EFI-Programms haben die Wortneuschöpfung „Erfahrungswissen“ kreiert. Natürlich enthält jede Erfahrung Wissen, aber es ist schon kennzeichnend, wenn man glaubt, dies besonders betonen zu müssen. Erfahrung ist nämlich, so meine These, eine besondere Form von Wissen, die allerdings in unserer schnelllebigen Gesellschaft keinen guten Ruf genießt. „Älterer Mitarbeiter mit großer Erfahrung“ – da könnte man auch sagen, dass man nicht mehr ganz so flexibel sei. Erfahrung ist etwa gleichbedeutend mit einem unverrückbaren Weltbild. Und in einer Welt, in der vorhandenes Wissen ebenso leicht wertlos werden kann wie ständig neue Erkenntnisse und Techniken hinzukommen und erlernt werden müssen, ist das ganz klar kontraproduktiv.

Eine neue Altersrolle wird erst dann positiv gestaltet werden können, wenn wir den Wert von Erfahrung und ihre Eigenart wieder schätzen und nutzen lernen. John Dewey, der große, hierzulande leider immer noch wenig bekannte Philosoph des Pragmatismus – Sie kennen sicher sein sprichwörtlich gewordenes ‚Learning by doing‘ –, hat einmal gesagt, ein Gramm Erfahrung sei besser als eine Tonne Theorie.⁹ Es ist aufschlussreich nachzuvollziehen, was er unter Erfahrung versteht. Erfahrung, so Dewey, kommt in jedem Lebensalter vor. Wenn ein Kind auf eine heiße Herdplatte langt, wird es das nicht wieder tun. Dieses Lernen nennt Dewey „Trial and Error“. Als Erwachsener kommt eine denkende Erfahrung hinzu. Man will Schlüsse aus vergangenen Situationen für zukünftiges Handeln ziehen. Aber – und das ist Deweys Pointe – man wird nie vollständig sicher sein können: Jede Erfahrung ist nur

⁹ John Dewey:

so gut, wie sie um ihre Unvollkommenheit weiß. Was in einem Fall gut und richtig ist, kann in einem anderen Zusammenhang verhängnisvoll sein. Wir kennen das, wenn wir mit anderen Kulturen in Kontakt treten. Bei uns selbstverständliche Verhaltensweisen können plötzlich zum Affront werden. Es ist also geradezu die Weisheit der Erfahrung, dass sie ihre eigene Unvollkommenheit einbekennt, das gerade Gegenteil von starrem Schematismus. Eigentlich liegt das ja auch schon im Wort „er-fahren“: Man muss hinaus in die Welt, um „be-wandert“ zu sein, sich immer wieder auf Ungewissheiten einlassen und einstellen.

Erfahrungswissen darf nicht starr auf Prinzipien pochen, sondern muss irrtumsfähig und damit offen bleiben. Die Neugier auf Neues soll nicht durch das lebenslang gesammelte Wissen erstickt, sondern im Gegenteil davon angestachelt werden. Gerade wenn Erfahrungswissen in andere Kontexte übertragen wird – man stelle sich einen ehemaligen Ingenieur vor, der als Ehrenamtlicher in einer Schule darstellt, wie man Brücken baut. Das kann nur spannend sein, wenn er lernt, sein technisches Erfahrungswissen auch „kindgerecht“ zu verpacken – , dann ist es wichtig, dass Form und Inhalt des Wissens im Fluss bleiben und nicht in einmal erlernten Formeln erstarrt sind. Erfahrungswissen ist dem Wesen nach produktives Wissen. Es ist kein Privatwissen, sondern öffentlich, es verbindet mit anderen Menschen, es ist veränderndes, lebendiges Wissen, kein historischer Speicher für abgelegte Wahrheiten. Es überschreitet die je besonderen Kontexte (also das Wissen des Ingenieurs für die Schule), es ist aber auch nicht ewig und völlig kontextfrei (das Wissen muss je nach Kontext immer wieder verändert, kritisiert und angepasst werden).

Ich möchte neben der Neubewertung von Erfahrung, die für mich den Schlüssel einer neuen (oder auch uralten) Altersrolle bildet, noch einen zweiten Hinweis geben. Der amerikanische Psychoanalytiker Erik H. Erikson hat ein Modell ausgearbeitet, wie der menschliche Lebenszyklus sich durch verschiedene Identitätsstufen beschreiben lässt.¹⁰ Identitäten können ge- oder misslingen, das weiß natürlich ein Psychoanalytiker aus der alltäglichen Praxis. Es gibt gesunde und pathologische Ausprägungen. Die gelungene Identitätsstufe des Alters bezeichnet Erikson als „Integrität“, und ich möchte ihn hier etwas ausführlicher zitieren: „Nur wer einmal die Sorge für Dinge und Menschen auf sich genommen hat, wer sich den Triumpfen und Enttäuschungen angepasst hat, nolens volens der Ursprung anderer Menschenwesen und Schöpfer von Dingen und Ideen zu sein – nur dem kann allmählich die Frucht dieser sieben Stadien [des Lebenszyklus] heranwachsen. Ich weiß kein besseres Wort dafür als *Integrität*. Mangels einer klaren Definition möchte ich wenigstens auf einige Eigenschaften dieses seelischen Zustands hinweisen. Er bedeutet die Annahme seines einen und einzigen Lebenszyklus und der Menschen, die in ihm notwendig da sein mussten und durch keine anderen ersetzt werden können. Er bedeutet eine neue, andere Liebe zu den Eltern, frei von dem Wunsch, sie möchten anders gewesen sein als sie waren, und die Bejahung der Tatsache, dass man für das eigene Leben allein verantwortlich ist. Er enthält ein Gefühl von Kameradschaft zu den Männern und Frauen ferner Zeiten und Lebensformen, die Ordnungen und Dinge und Lehren schufen, welche die menschliche Würde und Liebe vermehrt haben. Obwohl ein Mensch, der Integrität besitzt, sich der Relativität der unterschiedlichen Lebensweisen bewusst ist, die dem menschlichen Streben

¹⁰ Erik H. Erikson: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt am Main 1973 (ursprünglich 1959); der.: Der vollständige Lebenszyklus, Frankfurt am Main 1988 (ursprünglich 1982)

Sinn verliehen haben, ist er bereit, die Würde seiner eigenen Lebensform gegen alle physischen und wirtschaftlichen Bedrohungen zu verteidigen.“¹¹

Integrität, so verstehe ich Erikson, ist ein passendes Gefäß für Erfahrung. Sie ist eine Mischung aus Gelassenheit, aber auch Engagement, seine eigene Lebensform zu verteidigen. Sie ruht auf gelebter Verantwortung und dem Bewusstsein einer gegebenen Lebensspanne, die aber durch den Blick in die Geschichte und ihre stete Abfolge von Generationen geöffnet wird.

Erikson – und wir mit ihm – weiß natürlich, dass Menschen im Alter auch starrsinnig und hochmütig werden können. Aber Integrität und Erfahrung, diese beiden Rohmaterialien eines engagierten Altersbildes – so ist meine Überzeugung – werden in Zukunft eine größere Bedeutung erlangen, weil sie ein notwendiges Korrektiv gegen unsere auf Erwerbsarbeit und Konsum ausgerichtete Lebensweise bilden, die sich aus vielerlei Gründen verändern muss.

Sie tun es schon jetzt. Mit dem *EFI-Programm* wurden nun weit über tausend Menschen in Deutschland zu Seniortrainerinnen ausgebildet. Das Programm wird in Bayern und vielen anderen Bundesländern weitergeführt. Es ist aber Gott sei Dank nicht das einzige Beispiel¹² einer neuen Engagementkultur im Alter.

So sind zum Beispiel Menschen nach ihrem Beruf als *Bildungspaten* oder *Schülercoaches* tätig. Sie unterstützen Hauptschüler bei der schwierigen Berufsfindung. Sie begleiten sie zum Vorstellungsgespräch, beraten sie bei Kleiderfragen, helfen ihre Bewerbungsunterlagen zusammenzustellen, trösten sie, wenn es nicht geklappt hat, freuen sich mit ihnen über errungene Erfolge. Dieses Engagement ist hoch effektiv, weil die Ehrenamtlichen einen Zugang zu den Jugendlichen bekommen, der Eltern, Lehrern oder Arbeitsamtsmitarbeitern als Autoritätspersonen verwehrt ist. Sie haben keine Macht über die Jugendlichen außer ihrer persönlichen Integrität und Erfahrung. Sie haben kein spezifisches professionelles Interesse. Sie machen das umsonst und weil es ihnen ein Anliegen ist. Das macht ihre Glaubwürdigkeit aus. Ein zweites Beispiel: Immer mehr Menschen aus der Großelterngeneration sind in Kindertagesstätten aktiv. Sie lesen vor, spielen mit den Kindern Fußball, legen mit ihnen Blumenbeete an, begleiten sie bei Ausflügen. Diese Ehrenamtlichen sind gern gesehen, weil sie nicht nur Abwechslung in den Alltag bringen, sondern sich um einzelne Kinder intensiver kümmern können. Und auch hier: Sie sind nicht Pädagogen mit einem bestimmten Auftrag und professionellen Interesse, sondern integre Menschen, die sich gerne um andere kümmern, die ihre Hilfe und Freundschaft schätzen.

Ich könnte mit vielen positiven Beispielen diese Stärke von Erfahrungswissen und Integrität im bürgerschaftlichen Engagement ausbuchstabieren. Zum Schluss aber möchte ich noch ein bisschen Wasser in den Wein gießen. Sie erinnern sich: Ich habe begonnen mit dem Befund, dass Wohlfahrtsverbände und Kirchen an Mitgliedern verlieren. Diese großen Institutionen stehen für institutionelle Kontinuität. Sie verlieren an Kraft zu einer Zeit, in der die Probleme wachsen: Probleme der Armut, der Desintegration, des demografischen Wandels. Vor diesem Hintergrund ist

¹¹ Erikson: Identität, a.a.O. 118 f.

¹² Einen interessanten Überblick verschafft die Projektdatenbank der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenbüros (BaS) unter www.senioren-initiativen.de

die Revitalisierung einer zivilgesellschaftlichen Verantwortungskultur eine Überlebensfrage für unser Gemeinwesen. Dazu reichen aber viele bunte Initiativen nicht aus. Wir brauchen eine Haltung der Integrität, die Verantwortung und Gelassenheit verbindet. Wir brauchen aber auch verlässliche Infrastrukturen für das freiwillige Engagement, und wir benötigen bessere Strukturen in der sozialen Arbeit, weil die bestehenden für Ehrenamtliche oft zu unattraktiv sind. Dann, so bin ich sicher, werden sich noch mehr Menschen finden, die ihre Erfahrung in ein übernommenes Engagement mit Freude einbringen.

Vielen Dank für ihre Aufmerksamkeit.